

Menschenskinder

Gotthilf Fischer

Mit nur 14 Jahren hat er das Dirigieren angefangen – 75 Jahre später schwingt Gotthilf Fischer immer noch den Taktstock und sagt: „Mit 90 geht es erst richtig los.“ Das wäre dann nächstes Jahr. 2016 bereits blickte der Anwalt des deutschen Liedgutes auf 70 Jahre Tonaufnahmen zurück. So genannte Homestories macht er seit dem Tod seiner geliebten Frau Hilde nicht mehr. Sie starb 89-jährig im Dezember 2008.



Taktvoll: Gotthilf Fischer ist seit 75 Jahren Dirigent. FOTO: DPA

Ein Schock für Fischer, den er inzwischen überwunden hat. Aber er erinnert sich gern. Seine Frau Hilde hatte den kleinen Sohn Herbert damals mit in die Ehe gebracht, erzählt der 89-Jährige. In jener Zeit sei solch eine Beziehung eine kleine Sensation gewesen. „Hildes Mann war im Krieg gefallen. Und ich sah sie zum ersten Mal an einem Holzzaun stehen. Mein Herz begann zu rasen.“

Er selbst fühle sich noch fit. Nach einer schweren Operation an der Halsschlagader im Jahr 2012 ist er vollständig genesen. Rosig das Gesicht, schlohweiß das Haar – so kennt man ihn, und das hat sich nicht geändert. Seine Karriere begann Fischer als 14-Jähriger an seiner Schule in Plochingen bei Stuttgart, das war 1942, während des Krieges. Und schon bald sorgte der Nachwuchsdirigent für Furore. 30 Sänger folgten Fischers Einladung zu einer ersten Chorprobe in Deizisau (Kreis Esslingen). Der Kreis wuchs und wuchs: Beim zweiten Treffen waren es 80 Sänger, und Wochen später hatten sich schon sechs Chöre gebildet.

Die Zeit der großen Welttourneen mit seinen Fischer-Chören, überfüllten Hallen und Stadien ist zwar längst vorbei. Aber noch heute dirigiert Fischer fast täglich einen anderen Chor: Dienstags ist er in Stuttgart, mittwochs in Schwaikheim, donnerstags in Bönnigheim und freitags im Fellbacher Stadtteil Schmiden. „Ein Leben ohne Musik kann ich mir nicht vorstellen. Melodien sind alles“, sagt er. Tatjana Bojic, dpa

Von Ulrich Mendelin

Laut und hektisch geht es zu im Central Business District, dem zentralen Geschäftsviertel von Nairobi. Abgase alter Autos verpesten die Luft. Als Europäer, heißt es, sollte man besser nicht alleine herumlaufen im Herzen der Hauptstadt Kenias, zu unsicher ist die Gegend, selbst am helllichten Tage sei man nicht sicher. Stefanie Holzwarth kann das nicht bestätigen. Sie läuft oft allein durch die Innenstadt, zu Treffen mit Freunden oder zu kulturellen Veranstaltungen. „Kein Problem.“

Stefanie Holzwarth, 29 Jahre, arbeitet als Stadtplanerin beim Programm der Vereinten Nationen für menschliche Siedlungen, kurz UN-Habitat. Die Organisation hat in Nairobi ihren Hauptsitz. 400 Angestellte und bis zu 2000 Projektmitarbeiter entwickeln im Auftrag der Vereinten Nationen Zukunftspläne für die Metropolen der Welt. Für Städte wie Nairobi, die rasant wachsen und dadurch vor immensen Herausforderungen stehen, wie etwa in Sachen Wohnungsbau, Gesundheit, Sanitärwesen, Transport oder Umweltschutz. Wenn man wie Stefanie Holzwarth aus Baidnt im Landkreis Ravensburg kommt, scheinen diese Probleme zunächst einmal sehr weit weg zu sein.

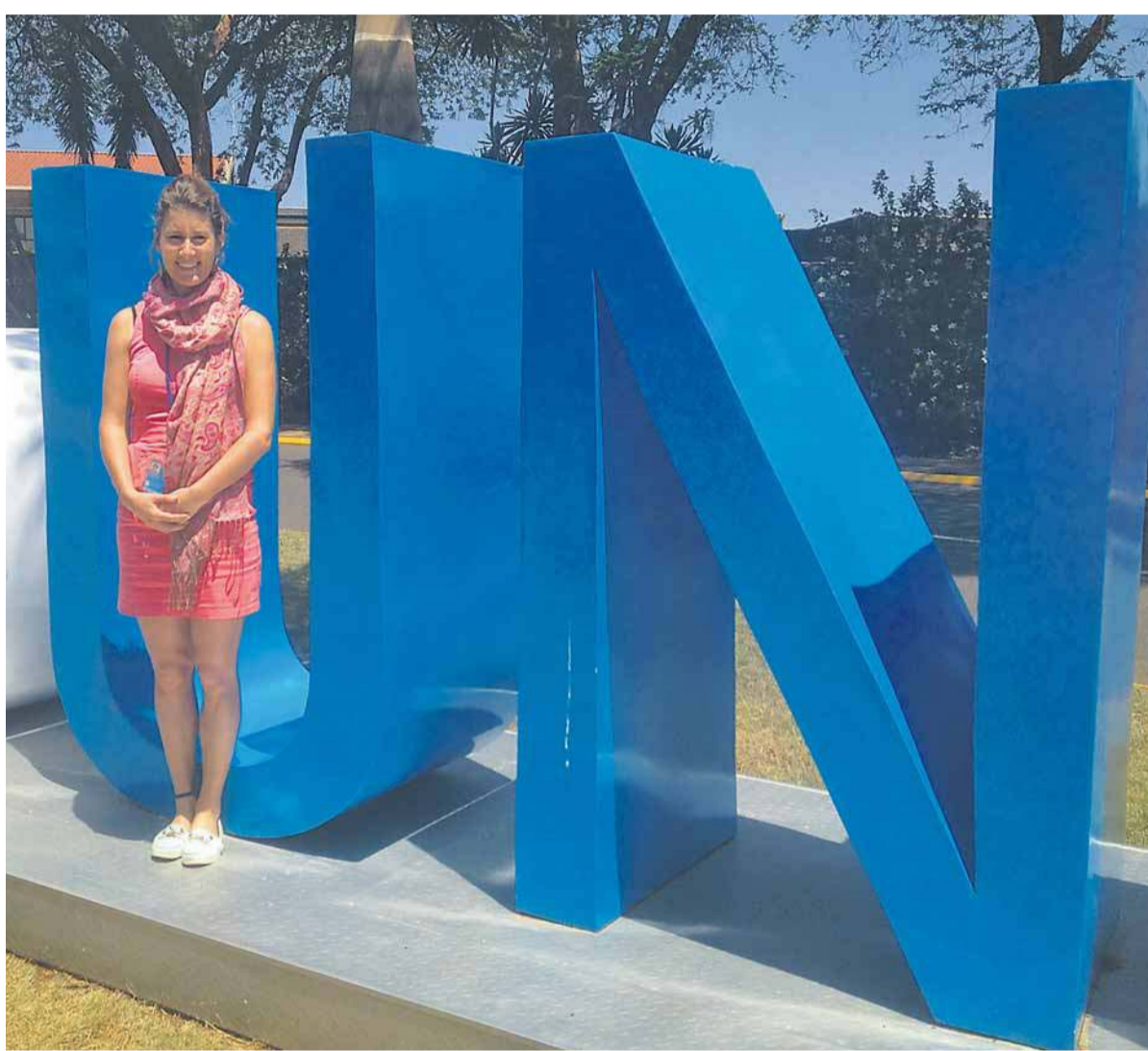
„Ich bin total heimatverwurzelt“, erzählt sie. Ihre Großeltern hatten einen Bauernhof in Baidnt, an Wochenenden half sie am Stand auf dem Ravensburger Wochenmarkt aus. „Ich hätte mir nicht vorstellen können, einmal in Kenia zu leben.“ Bis zur elften Klasse, als die beste Schulfreundin vom Gymnasium St. Konrad für ein Jahr in die USA ging.

„Ich bin total heimatverwurzelt.“

Stefanie Holzwarth ist in Baidnt bei Ravensburg aufgewachsen

„Wenn die so was macht, mache ich das auch“, dachte sich Stefanie Holzwarth, zog für ein Jahr nach Neuseeland – und kam auf den Geschmack. Sie ging nach Venezuela zum Spanischlernen und nach Tansania für einen Teil des Masterstudiengangs Raumplanung, und zwischendurch wagte sie einen ersten Abstecher zu UN-Habitat nach Nairobi. „Sofort wohlgefühlt“ habe sie sich in der kenianischen Hauptstadt.

Wenn man genug Geld hat – zum Beispiel, weil man bei den UN oder einem der internationalen Konzerne arbeitet, die hier ihre Regionalbüros unterhalten – kann man in Nairobi tatsächlich sehr angenehm leben. Die besseren Viertel wirken für eine afrikanische Metropole unerwartet grün, es gibt Einkaufszentren, die auch in Amerika nicht deplatziert wirken würden, und weil die Stadt zwar in Äquatornähe, aber auf 1600 Metern Seehöhe liegt, ist das Klima deutlich angenehmer als an den Stränden des Indischen Ozeans. Stefanie Holzwarth erzählt aus ihrem Leben beim Dinner auf dem Bal-



Im Auftrag von UN-Habitat arbeitet und lebt Stefanie Holzwarth in der kenianischen Metropole. FOTO: MENDELIN

kon eines italienischen Restaurants, in dem hervorragende Bucatini all'americiana serviert werden.

Aber es gibt in Nairobi eben auch die Slums, in denen Menschen ohne Wasseranschluss und ohne Toiletten hausen und bislang nichts davon haben, dass Kenia sich anschiebt, nach den Kategorien der Weltbank bald vom „Land mit geringem Einkommen“ zu einem „Land mit mittlerem Einkommen im unteren Bereich“ aufzusteigen. Drei von vier Menschen, die Nairobi an Bevölkerung hinzugewinnt, leben in diesen Armenvierteln.

Wenn Stefanie Holzwarth von ihrem Nairobi spricht, erzählt sie aber nicht von Slums und auch nicht von feinen Restaurants. Ihr gefalle die Stimmung, die Subkulturen, die es hier gebe: Start-up-Unternehmer.

Poetry Slammer. Und eine aktive Fahrradfahrer-Szene, die sich auch von den dramatischen Unfallstatistiken nicht entmutigen lasse. Die Fahrradfahrer mag die Oberschwäbin besonders gern, schließlich ist sie selbst aktive Mountainbikerin. Beim Spaziergang durch die Innenstadt von Nairobi präsentiert sie den einzigen verbogenen Fahrradständer des Central Business Districts wie eine Attraktion – als Beweis, wie wenig für Radler getan werde in der Hauptstadt von Kenia: „In Nairobi wird man sehr inspiriert von dem Thema Urbanisierung, weil so viel zu tun ist.“ Der Gast aus Europa staunt während des Stadtrundgangs eher, dass es in dieser Stadt überhaupt so etwas wie Fahrradständer gibt, wenn auch nur einen. Zwei Räder waren dort abgestellt.

Die Probleme, die die rasante Verstädterung der Erdbevölkerung mit sich bringt, können die Mitarbeiter von UN-Habitat vor der Haustür studieren. Dabei ist Nairobi mit seinen knapp vier Millionen Einwohnern noch längst nicht eine der weltweit 28 „Megastädte“, die ein UN-Bericht für 2014 aufführt. Zu diesen zählen Metropolen von mehr als zehn Millionen Einwohnern. Schon 2030 wird es dem Bericht zufolge 41 solcher Riesenstädte geben, vor allem in Entwicklungs- und Schwellenländern. So wird beispielsweise für die nigerianische Hauptstadt Lagos bis zum Ende des kommenden Jahrzehnts ein jährliches Wachstum von 4,8 Prozent prognostiziert. Zum Vergleich: Für Berlin wird ein Wachstum von 7,8 Prozent prognostiziert – aber im gesamten Untersuchungszeitraum

Fahrräder für Indien, Busse für Kenia

Stefanie Holzwarth aus Oberschwaben kümmert sich in Nairobi um die Herausforderungen der Verstädterung

2011 bis 2030. Vor wenigen Jahren lebten erstmals in der Geschichte weltweit mehr Menschen in der Stadt als auf dem Land. Ein Trend, der sich weiter beschleunigen wird.

Bei UN-Habitat arbeitet Holzwarth in der Abteilung „Urbane Mobilität“ mit zwei Kenianern und einem Kollegen aus Simbabwe zusammen, der Chef ist ein Inder – eine typische UN-Mischung also. Das Team berät lokale und nationale Regierungen bei der Planung öffentlicher Transportsysteme. Letzter Auftraggeber war die Stadtverwaltung von Hyderabad in Indien. Die Sieben-Millionen-Metropole will an den Metro-Haltestellen Stationen für Leihfahrräder einrichten. Leihräder in Indien? „Ein Club hat dort über Jahre eine Gemeinschaft an Fahrradfahrern aufgebaut“, sagt Holzwarth. „Die kritische Masse an Nutzern besteht.“ Zuvor hat sie in Indonesien an einer Machbarkeitsstudie für ein Schnellbusssystem mitgearbeitet.

Dasselbe Thema ist auch in Nairobi aktuell. Denn öffentlichen Nahverkehr gibt es in der kenianischen

„Am Samstag über den Markt gehen und einen Kaffee trinken.“

Stefanie Holzwarth über das, was sie in ihrer Heimatstadt Ravensburg besonders schätzt

Hauptstadt bislang gar nicht, obwohl der dringende Wunsch wäre: „Die meisten Nairobi haben kein Auto. Die Stadt ist aber auf Autofahrer ausgelegt.“ Bis 2025 soll es erstmals fünf Schnellbuslinien geben. Jede Menge Arbeit also für Stadtplaner.

Indien, Kenia, Indonesien, dazwischen auch noch Abstecher zur UN-Konferenz Habitat-III nach Quito in Ecuador – all das klingt nach einem Leben als Weltbürgerin. Ob das aber auf Dauer das Richtige ist, das ist sich Stefanie Holzwarth gar nicht so sicher. „Noch ein paar Jahre“ will sie schon in Kenia bleiben. Und dann? „Je älter ich werde, je größer wird das Bedürfnis zurückzugehen. Nah bei der eigenen Familie zu wohnen, ist auch schön.“ Aber die Arbeit in Nairobi eben auch.

Was würde sie denn an Kenia vermissen, wenn sie wieder daheim in Oberschwaben wäre? Da fällt Holzwarth schon einiges ein: Das Wetter, die Freunde hier, das internationale Umfeld, die inspirierende Arbeit. Und was vermisst sie, wenn sie in Kenia ist? „Wenn ich nach Ravensburg zurückkomme, ist es jedes Mal ein Höhepunkt, am Samstag über den Markt zu gehen und einen Kaffee zu trinken.“



Ein Interview mit Stefanie Holzwarth gibt's unter www.schwaebische.de/habitat

Die Recherche für diesen Artikel wurde unterstützt von der Deutschen Gesellschaft für die Vereinten Nationen: www.dgvn.de

Pro & Contra

Hopp, hopp – Aktiv-Urlaub ist besser als Liegestuhl am Pool!



Bloß nicht abhängen

In die gute alte Sommerfrische fährt schon längst keiner mehr, aber auch der Strandurlaub am Mittelmeer erscheint vielen schlicht als zu langweilig. Etwas Nervenkitzel soll's schon sein, Aktiv-Urlaub steht hoch im Kurs. Die Angebote werden immer gewagter, wie sich auch auf der großen Reisesmesse ITB wieder zeigt, die kommende Woche in Berlin beginnt. Klettern in den Alpen (Foto: dpa), Rafting im Regenwald oder Mountainbiking am Ende der Welt – verlockende Möglichkeiten oder die Fortsetzung des Stresses mit anderen Mitteln?

Ach nee, wenn ich das schon höre: Endlich mal wieder ein gutes Buch lesen, die Seele bau-

meln lassen im Liegestuhl, mit verklärtem Blick auf den Sonnenuntergang überm tiefblauen Meer. Wie prickelnd, wie atemberaubend! Machen wir noch, sobald wir den 140. Geburtstag würdig gefeiert haben und Orthopäde sowie Kardiologe dazu raten, hin und wieder einen Gang zurückzuschalten. Im Ernst, werte Turnbeutelverweigerer: Sitzen wir nicht ohnehin zu viel – statt ein bisschen zu schwitzen? Reisen wir tatsächlich um den halben Globus, um auch am anderen Ende der Welt die Gesäßmuskulatur über Gebühr – und keineswegs kostenlos – zu strapazieren? Und lernen wir Land und

Leute wirklich am besten kennen mit dem albernem Sonnenhut auf dem Kopf, dem kühlen Cocktail in der einen und „Krieg und

Frieden“ in der anderen Hand? Da hätten wir doch ebenso gut daheim unterm Solarium bleiben und ein paar Dias anschauen können. Nein, ihr Hüter des gepflegten Nichtstuns, sportliche Aktivität tut nicht weh, fördert Kontakte, stärkt die Gesundheit und hilft, ein Land nicht

nur mit dem Geschmackssinn zu erkunden. Apropos: Die paar Schritte ans üppige Buffet reichen nicht, um den Figurproblemen des Sumo-Ringers zu entkommen. Und die Jungs – ich schwöre – bewegen sich mehr.

✉ d.uhlenbruch@schwaebische.de

Für manche Leute ist das normale Leben offenbar einfach nicht aufregend, nicht gefährlich ge-

nug, ich verstehe das. Das gesunde Obst püriert, das Büro stets wohltemperiert, der Hintern in allen Sesseln maximal gepolstert – es ist die Hölle. Da will man sich und die harte Natur wenigstens in der Freizeit mal so richtig spüren – und nebenbei demonstrieren, was dieser Reinhold Messner eigentlich für ein Schläffi ist. Zu Fuß den Berg hoch und runter, ohne Mountainbike, kein bisschen Rafting, nicht mal Canyoning. Pff!

Der moderne Aktiv-Urlauber bevorzugt dagegen einen lockeren Ultra-Alpin-Marathon mit anschließendem Power-Yoga vor dem Frühstück. Danach kann's dann richtig

losgehen, powered by Grünkohl-smoothie. Das ist ja auch kein Leben, ohne Adrenalin bis zum Stehkragen

und blutige Blasen an den Füßen. Ein Selfie aus der Steilwand sollte man bei der Rückkehr schon vorweisen können, oder wenigstens ein Röntgenbild aus der Orthopädenpraxis.

Oh, wie gerne würde ich als notorische Turnbeutelverweigererin da auch mal mitmachen. Auch ich liebe die Gefahr. Aber hey, ich früh-

stücke eben gern Erdbeermarmeladentoast. Weißmehl, Fett und Zucker! Damit baume ich sozusagen eh schon überm Abgrund. Danach geht nur noch Power-Relaxing im Timeless-Offline-Modus am Strand.

✉ p.lawrenz@schwaebische.de

Den Figurproblemen des Sumo-Ringers davonlaufen.

Von Dirk Uhlenbruch

Power-Relaxing mit Marmeladentoast.

Von Petra Lawrenz